

Jena und Auerstedt

oder: gefundene Zeit

Richard Jilka

Der Winter war hart gewesen. Die Aussichtslosigkeit meiner bürgerlichen Existenz machte mir diesmal außerordentlich zu schaffen, da meine Finanzmittel endlich gegen normal null tendieren und keine Abhilfe in Aussicht ist. Obendrein ließ ich den Raskalnikow und ein ausführliches Buch über die Geschichte des Todes; beides war nicht dazu angetan, meine Stimmung zu heben. Ich lernte, mir einzugestehen, daß ich eine etwas liederliche Person mit unordentlicher Existenz bin; ansonsten halte ich mich für leidlich geglückt und mag mich. Bloß meine bürgerliche Existenz ist als grundsätzlich gescheitert anzusehen, dies kann in trüben, naß-kalten Wintertagen empfindlich aufs Gemüt durchschlagen, hat aber vor des Frühlings Sonnen keinerlei Bestand. Dennoch bleibt mit den Jahren eine gilbliche Patina von Selbstzweifel haften. Jena ließ mich zu meiner freudigen Überraschung erfahren, daß ich, allem Ungemach zum Trotz, lebenstauglich und lebenswürdig bin, wenn ich in einem mir gemäßen Milieu lebe; vielleicht bin ich hier am falschen Ort?

Mit dem Frühling gab es wieder etwas Arbeit für mich in einer fremden Stadt. Diesmal sollte es Jena sein. Nach diesem Winter erwartete ich dort mein Jena und Auerstedt; nur war mir unklar, ob ich auf des Kaisers oder auf preußischer Seite fechte. Ich erwartete das Übliche. Die meisten Kleinstädte, die ich bisher wegen dieser Arbeit bereiste, sind schlicht langweilig, nach einigen Tagen beginnt der Stumpfsinn der Einsamkeit an einem zu nagen, man tritt bei miesem Wetter durch triste Straßen auf der Suche nach nichts und ein paar Bier, mit den Wochen verliert das Bier seine erheiternde Wirkung und der Aufenthalt beginnt quälend zu werden. Das Übliche. Aber jedes Städtchen ist etwas anders. Mölln z.B. hatte nicht schmerzliches, sondern war eine Eulenspiegelerei, beinahe ein ereignislos erholsamer Kuraufenthalt, der dortige genius loci schläfernte mich ein. Aber in Jenas Umgebung beherrschen andere Geister die Orte. Vordem hätte ich nicht geglaubt, daß mich eine fremde Stadt in jeder Beziehung dermaßen begeistern könnte.

Nicht die Menge der Zusammenballung von Volk, universitärer Gelehrsamkeit, Wissenschaft oder gewerblicher und industrieller Tüchtigkeit - dergleichen kann sehr unerfreulich sein - machen die Faszination einer Stadt aus, sondern der Geist, der in ihren Straßen und Gassen lebt und webt. Geist bedeutet immer Erotik. Und des Geistes Erotik ist selbstverständlich der Frühling seit jeher förderlich; ebenso meine (kurzfristige) materielle Unbeschwertheit und angemessene Berufstätigkeit. Ich führte ein Leben beinahe wie in der Ordnung, weniger die vagen Aussicht auf eine Anstellung in einer Bücherei, als vielmehr das Selbstvergessen meiner Aussichtslosigkeit beruhigen mich im Augenblick. Aber dergleichen sind bloß günstige Nebenumstände. Das wichtigste ist das Weib in vielerlei Gestalt, in seinen liebreizenden Metamorphosen. Und sobald ich in Jena die Hotteltüre, durch deren Butzenscheiben mir bereits im Hausflur goldiger Schimmer entgegenleuchtet, öffne, schon ohne ich das Versprechen jedes Tages, schon geht dort eine dieser zauberhaften Gestalten mit wehendem Haar im luftigen Kleide verheißungsvoll vorbei, den ganzen Tag bis in die Nacht hinein werden sie nun um mich sein. Also lohnt es, ins Licht herauszutreten, es lohnt sich zu leben. Die

winterlichen Grillen sind verflogen. Ich schwimme den ganzen Tag über den Abend hinaus in die Nacht hinein mitten darin.

Nachdem ich mich gegen Ende des Winters wieder zu einem theoretischen Ja zum Leben, zu einem grenzenlosen Ja überredete und es schön fand und gut und in der Ordnung unter Menschen zu sein, finde ich mich in Jena plötzlich mitten in des Leben Zauberreich versetzt, Jugend, Rede, Schönheit und Geist, lustiger Trunk und jugendlich heitere Spiele umgeben mich. Wie von langer Entwöhnung genesen genieße ich jeden Tag, jede Stunde schlürfe ich wie labende Honigtropfen, freue mich über die Gnade, auch leben und mitspielen zu dürfen, wie über ein unerwartetes Geschenk. Wie trunken bin ich von Herzen im Getümmel dabei. Ich erlebe mein Jena und Auerstedt; bin ich bei den Siegern oder den Verlierern? Vielleicht ist es das letzte Mal, daß ich so mitspielen kann und darf. An der Grenze zum offensichtlichen Altern ist es mir noch einmal vergönnt der Jugend lustig Spiele unbefangen mitzumachen; als ob ich noch einmal, wie zum Abschied, hinter den Vorhang blicken dürfte, um zu sehen, wie schön und gut es hätte gelingen können, wenn ich in ein wenig andere Umstände hineingeraten wäre, in die ich meine tatsächlich vorhandene Lebenstauglichkeit und Lebenswürdigkeit besser, fruchtbarer hätte einbringen können. Vielleicht ist es ein Abschied, auch vom Dasein, vielleicht eine letzte Erinnerung an ein bestimmtes, vages Glück, vielleicht beginn ich auch neu zu werden, um in Zukunft besser an der beglückenden Ordnung des Lebens teilzunehmen.

Was geschieht mir in Jena, ereignet sich dort? Nichts besonderes, ich schwimme bloß mit wie der Fisch in seinem Wasser. Die persönlichen, individuellen Ereignisse sind für sich genommen banal, die Wirkung des Arrangements auf den sie durchlebenden läßt sich nicht wiedergeben oder gar übertragen. Diese Banalität war ein besonderer Glücksfall. Zwischen den jungen Leuten, den Studenten und Mädchen, den Schwulen, Lesben und Trinkern, den mehr und weniger laienhaften Schauspielen und Regisseuren, den Lesern, Schwätzern und Gelehrten war ich in meinem ureigensten Milieu. Ich war bei meinem Volk. Wir kannten sogar die gleichen Lieder und Gedichte und sangen sie bezechet. Wer sollte mir in jenem Augenblick näher gewesen sein als jene Lesbe, mit der ich im Wechselsang den "Zauberlehrling" rezitierte. Oder jene hager spröde Psychologin mit den warmen Augen, die sich anfangs meiner Redefreude verweigern wollte, mir aber dann doch zwei Stunden hindurch von ihrer übel gescheiterten Ehe erzählte, bis ihre verbiesterten Freundinnen vom örtlichen Frauenverein kamen, die, entwöhnt, von meinesgleichen nichts wissen mögen. Da war Almud, deren strahlendes Lächeln mir im Kaffee und auf den Straßen immer wieder begegnete, sich in dem meinen spiegelte, bis unsere Blicke begannen, sich zu suchen, bis ich sie, als sie nur von einer Freundin begleitet war, ansprach. Sie schickte sich an, ihr Jura-studium zu beenden und wollt danach etwas Ordentliches studieren, nämlich Geschichte, und lernte deshalb bereits eifrig Latein (Cicero; De amicitas), denn Russisch, das dort zur Schulausbildung gehörte, ist eine tote Sprache geworden und nicht zu gebrauchen. Dann trennten uns wieder kleinliche Umstände, doch die Blicke suchten sich weiterhin, nur wenige Wochen noch und wir hätten einander tatsächlich kennen gelernt. Aber dergleichen war ja nur eine der vielfältigen Möglichkeiten, ich schwamm inmitten üppigsten Reichtums, lebte so intensiv wie seit Langem nicht mehr. Der Stoffwechsel wird beschleunigt, die Verbrennung erhöht, beinahe den ganzen Tag spreche ich mit wechselnden Gestalten, in der Ausstellung selbstverständlich, auf den Straßen und Plätzen wo man mich bald ebenso kennt wie in den Kneipen. Ich schlafe weniger, trinke mehr, gehe bestän-

dig aus und bin unterwegs, nie habe ich eine leere Stunde. Immer umflimmert mich goldige Gegenwart oder die begründete Hoffnung auf die nächste Stunde. "... und so schlingt ununterbrochen immer sich der Freuden Kreis / durch die 52 Wochen, wenn man's recht zu führen weiß. Tanz und Spiel, Gespräch, Theater, sie erfrischen unser Blut. Laß den Wienern ihren Prater, Weimar, Jena, da ist's gut" heißt es im Studentenlied von 1910 und gilt bis heute; kaum ein Jenenser möchte wo anders leben. Die räumlichen Dimensionen der Stadt sind ideal, - die plattenbebauten Vororte zählen nicht - weltstädtisch vielfältig, offenherzig und doch kleinstädtisch behaglich, immer wieder begegnet man neuen Menschen, sieht die alten wieder, wird bald bekannt, gehört dazu. Bei solcher Lebensführung sammelt sich ganz natürlich eine gewisse Grundmüdigkeit an, aber das ist gleichgültig, auf dem geräumigen Hotelzimmer bei den 10 TV-Programmen hält es mich nicht, auch lese ich - außer im Dienst - kaum eine Zeile, sogar des Ovid "Ars amatoria" bleibt liegen, denn es treibt mich hinaus in die Straßen und Gassen, Kneipen, Kaffees und unter die Kastanien der Biergärten, jarden de la bier klingt auch hübsch. Der Stoffwechsel ist beschleunigt, die Verbrennung wird gesteigert, wie auf dem "Zauberberg", vielleicht verbrennt sich das Leben so schneller, aber auch besser, gründlicher, in lichterer Flamme.

Was ist so besonders an Jena? Seine schon von Gesellen und Studenten des 17. Jhs. ironisch gepriesenen "sieben Wunder": "Ara, caput, draco, mons, pons, vulpecula turis, Weigeliana domus: septem miracula Jenae" sind es gewiß nicht. Denn einen Altar, einen gemeißelten Kopf, irgendeine skurrile Skulptur, Hügel, Brücke, Turm und eines wunderlichen Professoren Haus hat beinahe jedes Städtchen vorzuweisen. Aber wo sonst findet man die ausnehmend freundliche Heiterkeit der Thüringer gepaart mit solch blühend studentischer Jugend und akademischem Geist, und die Steine, die reden. Denn Jena ist für mich keine fremde Stadt, ihre Umgebung mir nicht unbekannt. Seit über 20 Jahren lese ich von dort, habe ich von dort gehört, sind mir die Namen der Gegend und ihre früheren Bewohner vertraut. "Froh empfind ich mich nun auf klassischem Boden begeistert" und geborgen, als käme ich nach Haus. "Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir." - Und die Eingeborenen haben die entsprechenden Sprüche, Anekdoten und Gedanken von Kindesbeinen an auf ihren Spaziergängen eingesogen, sie können heiterer und gelassener sein als ihre Nachbarn, die Sachsen-Anhaltiner, wo kürzlich 13% nationalradikal wählten. Denn die Jenenser wissen genau: dort ist Schillers Gartenhaus, dort steht Goethes Ginkgo-Baum, hier die Sternwarte und Planetarium mit optischem Gerät, im Stadtmuseum wird unsere erste Fahne, jene, die für Freiheit stand, durch widrige Zeitumstände hindurch aufbewahrt, das Skelett eines urzeitlichen Auerochsen - *Bos primigenius* -, das 1821 Goethe z.T. eigenhändig aus dem Moor bei Haßleben gezogen und rekonstruiert hat, steht im phyletischen Museum, wo die verwirrten Stränge der Abstammungslehre mit Steinen, Fossilien, Knochen, Schädel, ausgestopften Affen und Präparaten aller Art auf unglaublichen Schaubildern als Fortsetzung der Geschichte mit naturwissenschaftlichen Mitteln bis zu uns hin gezogen werden, dort, wo die beiden Studentinnen mit wehendem Haar und flutternden Röcken vorbei huschen, ist die Ruine des Anatometurms, in dem Goethe den Zwischenkieferknochen beim Menschen entdeckte, um auch diesbezüglich zu beweisen, daß alles mit allem zusammenhängt, dort am Steiger blieben den Franzosen die Kanonen im Matsch stecken, ich sehe ihre Kolonnen durch das Johannistor hin-

durch marschieren, durch enge Hohlwege hinauf auf das weite Feld, auf jenem Hügel dort stand der Kaiser. - Jena redet.

In der Innenstadt hängt beinahe an jedem der alten Häuser ein Messingschild, manchmal deren zwei oder drei, hier sogar fünf, mit Namen, Berufsstand und Lebensdaten beschrieben. Hier lebten große Tote. Die vergangenen Geister wohnten eng beieinander durch kurze Wege verbunden, so konnten sie alltäglich, ohne erst lange und mühsam herumlesen zu müssen, auf engem Raum alte und neue Gedanken weitläufig bereden, ihre Texte besprechen, sich aneinander bildend wechselseitig befruchten, um an jenem Gespinst aus Worten zu weben, damit die Welt menschliches bedeute; und noch immer dringen ihre Stimmen, wenn auch leiser säuselnd, bis in unsere Tage hindurch. Hier, in dem Dreieck zwischen Weimar, Naumburg und Jena lebten in ungeheurer Dichte Köpfe und Worte. Hier entstanden Lieder, Gedichte und prosaische Textur, wurde Wirklichkeit geschaffen. Wäre ich 200 Jahre früher gekommen, hätte ich dem Goethe allorten auf der Straße begegnen können. In Jena knubbelten sich unsere früh und spät Romantiker. Hier wirkten Fichte, Schleiermacher, Tieck, Feuerbach, Schelling, auch der hübsche Novalis kam vorbei, und einen Frühling lang bewohnte Hölderlin ein Gartenhaus am Hang, besuchte seinen Landsmann Schiller in dem seinen; den anderen, wortkargen Besucher erkannte er nicht. Im Dezember 1795 schrieb er aus Nördlingen: "Wäre ich doch geblieben, wo ich war. Es war mein dümmster Streich, daß ich ins Land zurückging. Jetzt find ich hundert Schwierigkeiten, nach Jena zurückzugehen." In meinem Stammkaffee, erster Stock, war der Salon der Schlegels, wo sich schon vor über 150 Jahren, und seitdem, viele zum herzerfreuenden Schwätzen trafen. - Ein wenig freut es mich doch, erst jetzt, also zu spät, gekommen zu sein, den die jungen Frauen sind zugänglicher geworden. - Den Fürstengraben entlang, gegenüber dem Botanischen Garten, hat dankbare Jugend ihren gelehrten Köpfen Büsten verrichten, dort stehen stumm die Brentano, Luden, Friese, Jahn und andere in langer Reihe unter schattigen Kastanien vor dem alten Trakt der Friedrich Schiller Universität, gelblicher Bruchstein, behagliche Bauweise. Auf dem Alten Friedhof bei der Friedenskirche bleichen ihre Knochen. Stattlich und feist steht mitten auf dem Marktplatz, vor seiner stolzgeschwellten Brust Schwert und Buch in Händen, der Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige, der im 16. Jh. die jenenser Universität gründete, nun überschaut er von seinem Sockel wohlgefällig das übliche Markttreiben. Gut, überreichlich und preiswert thüringisch essen kann man bei der "Noll". Auf dem anderen Ufer der Saale, gleich links neben der Brücke, versammelte sich die Burschenschaft in der "Grünen Tanne" unter dem Motto: "Ehre, Freiheit, Vaterland"; sie wollten sich mit der Befreiung nicht zufrieden geben, sondern, sich mit Degen und Säbeln übend, träumten die erwachsenden Knaben trunken vom Völkerfrühling, vom Fest der Nationen und den ihnen verheißenen Freiheiten und schlugen sich selbst Mensuren. Auch der arme Sand hat dort verkehrt; bereits am Beginn der deutschen Freiheitsbewegung stehen Wahnsinn und Mord. Am Löbdegraben, nahe dem Lutherplatz - auch der Dicke soll hier mal Station gemacht und einige Studiosi, die sich bei ihm nach ihm erkundigten, derb genarrt haben -, vor dem Hauptgebäude der nach ihm benannten Universität steht eine lebensnahe Büste Schillers mit einem seiner schwächeren Sprüche graviert, so wie sie Behörden und staatlichen Autoritäten wohl gefallen mögen. Ihm zur Rechten steht der gestrenge Weltgeist in eigener Person, Hegel hatte auch mal hier gelehrt, den wollt ich immer schon mal sehen.

Im Keller des Stadtmuseums "Göhre" liegt ein Steinzeitmensch, an seiner Seite das Steinbeil, mit dem er sich durchs Leben geschlagen. Im 20. Jh. müßte man ihm wohl einen Kugelschreiber ins Grab mitgeben, seit dem letzten Dezennium eine Tastatur; die Zeiten werden brutaler. Das Stadtmuseum ist ganz allerliebste hergerichtet, man beginnt von Grund auf und arbeitet sich von Stockwerk zu Stockwerk bis in die vorvergangene Vergangenheit hinauf. Die netten Originallexponate sind hinter Glas bestens platziert und mit erklärenden Texten versehen, so wie sie die vergangene Diktatur wohl durchgehen ließ. Man ließt da viel von Produktionsmitteln und ihrer Entwicklung, von fleißigen Bauern und Handwerkern, vom Bergbau, dessen nutzbringender Inspektor einige Jahre Goethe gewesen war, von Händlern und Gewerbetreibenden, der Studentenschaft und ihrem Bierprivileg, von den Renken des städtischen Patriziats und von grimmigen Feudalherren auf ihren Trutzburgen. Hie und da sind kanonische Sätze von Marx oder Engels eingestreut, die den Fortschritt des Weltgeistes auf seinem verschlungenen, abenteuerlichen Weg zu sich selbst wissenschaftlich exakt zu deuten wissen. Man erfährt, daß 1806 das freie französische Volk hier die mitteldeutschen Feudalherren besiegt habe. Danach sollen die französischen Ausbeuter üble Gesetze erlassen haben. Auch der Stolz der Stadt, die Erfindung und Entwicklung optischer Geräte sowohl als auch das studentische Leben und bürgerliche Bildungswerke werden gewissenhaft dokumentiert. Und oben im letzten Stockwerk, im hintersten Ausstellungsraum hinter Glas hängt unsere erste Fahne, jene, die auf dem Wartburgfest der arme Sand tragen durfte. Sie ist noch nicht die uns vertraute Trikolore, sondern erst der erste Versuch zu ihr hin, aber die Farben sind schon da. Rot - Schwarz - Rot sind ihre Flächen, ins Schwarze hinein und darüber hinaus ist goldiges Eichenlaub gestickt, auch hat sie goldfarbige Fransen, jedoch ist wegen der Jahre alles Gold mit einer schwarzen Patina überzogen. Auf ihrem rechten Rand steht ins Rote goldig gestickt: "Von den Frauen und Jungfrauen zu Jena am 31. März 1816". Auf der dazugehörigen Erklärung lesen wir der Fahne Geschichte, wie sie sowohl im 19. wie im 20. Jh., von Verfolgung und Vernichtung bedroht, von beherzten Burschen für viele Jahrzehnte ins Schweizer Asyl gerettet wurde. Dann folgt als unkommentiertes Zitat der 1. Grundsatz des Wartburgfestes von 1817: "Ein Deutschland ist. Ein Deutschland soll seyn und bleiben. Je mehr die Deutschen durch verschiedene Staaten getrennt sind, desto heiliger ist die Pflicht für jeden frommen und edlen deutschen Mann und Jüngling dahin zu streben, daß die Einheit nicht verloren gehe und das Vaterland nicht verschwinde." -

Drei mal war ich oben auf dem Schlachtfeld über der Stadt. Einmal wanderte ich auf den Spuren Marschall Lannes die linke Flankenbewegung der französischen Armee bis zum Flohberg ab, von wo Lannes das Detachement des Generalmajors von Tauentzien verjagte. Einmal marschierte ich geradezu über Lützerode auf Vierzehnheiligen zu, wo Marschall Ney mit 19.000 Mann und 20 Kanonen die preußische Hauptarmee schlug. Und einmal ging ich hin, um im Grünen frische Luft zu schnappen. Dabei war ich in Begleitung eines jungen Mannes, der seinerzeit seinen Wehrdienst während der "Wendezeit" in der NVA abgeleistet hatte und mir erzählte, wie, nachdem noch einmal, zur ängstlich schauervollen Bekümmernisse aller Beteiligten, "Kriegsalarm" gegeben und der "Ernstfall" ausgerufen worden war, sich seine Armee in Planlosigkeit aufgelöst hat.

Das alte Schlachtfeld zog mich an. Denn in meiner Jugend war ich nicht Kommunist, wie manch einer, sondern Bonapartist gewesen. Wie konnte es dazu

kommen? Als Jüngling zog ich beinahe wahllos aus einem Bücherregal ein kleines, freundlich gebundenes Büchlein, das "Buch der Lieder", in dem Heinrich Heine, ein Dichter vom Rhein, den ewigen Reiz der Liebe und die Verlockung der Freiheit besang und den gefangenen Kaiser verherrlichte; also liebte ich mit den Mädchen den Kaiser auf seinem weißen Roß. Die Lektüre des experimentierfreudigen Nachkriegsschriftstellers A. Schmidt bestärkte mich in dieser Haltung, dieser moderne Autor hat tiefe und feste Wurzeln im 19. Jh. und betrauert zornig die damals vertanen Möglichkeiten - wäre der Kaiser eine Alternative gewesen? -, weil seine Generation die Folgen auszubaden hatte. Er regte mich zum Weiterlesen an, was mich zu dem leidenschaftlichen Mathematiker und Soldaten Christian von Massenbach, einem Studienfreund Schillers, führte, der als Offizier an der hiesigen Schlacht teilnahm und nachträglich ein dickes Buch über die dort gemachten militärischen Fehler und das Versagen, den "Verfall des preußischen Staates" schrieb. Mit seinen Karten, gestochen von The. Kolber Amsterdam 1808, fand ich mich oben gut zurecht, Hügel, Orte und Straßen ändern auch nach Jahrhunderten selten ihren Platz.

Dank dieses Augenzeugen sah ich zuweilen auf meinem abendlichen Weg in die Stadt zu den jungen Frauen französische Kolonnen durch das Johannistor hinaus ziehen. Wie müssen die schwer bepackten, für unsere Verhältnisse eher schwächlichen und kleinen Kerle, obwohl es Mitte Oktober war, geschwitzt und geflucht haben, als sie auf verschiedenen engen und steilen, in den Kalksandstein geschlagenen Wegen aus dem Mühlthal eilig hinaufmarschieren mußten. Manches Pferd wird ausgeglitten, mancher Zug in Unordnung geraten sein, die Unteroffiziere werden geschrien haben, und die Kanonen mußten auch hinauf. Aber dies war erst der angenehmere Teil des Unternehmens, sein Vorspiel.

Oben dann ein weites, welliges Land, ideal für eine Feldschlacht alten Stils. Der steile Aufstieg führt zunächst auf eine sacht ansteigende, durch ihren Hügelkamm geschützte Ebene, die die Preußen und Sachsen von ihren verstreuten Stellungen auf zurückgelegeneren Hügelzügen nicht einsehen können; hier formieren sich erstmals die Franzosen zum Kampf. - Auf des ersten Hügels höchstem Punkt steht der Kaiser im Karree seiner Garde. - Nun entfalten die Franzosen ihre Kampfkraft aus 1 Punkt und ziehen in weiten Reihen über die abgeernteten Felder hinweg mit Trommelschlag durch Pulverdampf dem Gegner entgegen. Granaten schlagen in die Formationen; da sind noch die wassergefüllten Trichter der Einschläge! Nein, zu lang ist's her. Die Narben der Einschläge sind jünger, sie stammen von den Russen, die ihrerzeit unser Schlachtfeld als Übungsgelände für den nächsten Krieg nutzten; ein Schild des thüringischen Innenministeriums warnt vor dem Betreten.

Das militärische Genie des Feldherren wird mir deutlich. Große Selbstsicherheit und beachtliche militärische Kenntnisse muß der Kaiser gehabt haben, großes Vertrauen in die Kraft und Treue seiner erprobten Soldaten, denen er diesen überraschenden und beschwerlichen Aufstieg zur Schlacht zumutete. Wie muß er von den Fähigkeiten seiner Marschälle überzeugt gewesen sein, die nach dem gewagten Aufmarsch aus den Kolonnen heraus zunächst auf der linken Flanke Tautenzien auf dem Flohberg und im Jesserstedter Forst und auf der rechten Flanke Holtzendorf bei Lehesten und Rödigen schlagen mußten, damit der Vormarsch durch die Mitte zum Endkampf bei Vierzehnheiligen gelingen konnte. Bei Auerstedt gelang es am gleichen Tag auch ohne den Kaiser. Vor der mächtigen, grauen Kapelle Vierzehnheiligen erinnert ein Denkmal an die hier gefallenen etwa 1000 Soldaten und 50 Offiziere der Preußen und Sachsen; außerdem wird an die

350 der hier kämpfenden Offiziere erinnert, die in den folgenden Kämpfen bis 1815 gefallen sind. Das Dörfchen sieht beinahe so aus, als hätte Ney es erst vor wenigen Jahren bombardiert. Zusammengefallene Bruchsteinmauern, eingefallene Dächer, Balkenstümpfe morschen Fachwerks, kleine Fachwerkhäuser aus dem vergangenen Jahrhundert ohne Lehm in den Fächern, die Fensterscheiben der Kapelle sind teils zerschlagen, als seien einige Salven Gewehrschüsse hineingegangen, und drinnen scheint es, als hätten die Franzosen sie vorhin geplündert, am Ortsrand vergammelt eine stillgelegte LPG, hie und da glänzt ein Neuwagen vor den gepflegten Gärtchen kleiner Einfamilienhäuser; der "Aufschwung Ost" hat Grenzen. Aber von Jena herauf um Cospeda herum überwuchern klotzige, blendend weiße, rot gedeckte, geräumige Ein- Zwei- und Vierfamilienhäuser, für die sich ihre Insassen wahrscheinlich lebenslänglich verschuldet haben, mit neuestem Lebensstil das Schlachtfeld. - Bläulich rundet sich in westlicher Ferne, jenseits des Tales der Ilm, alle übrigen Hügel überragend, der Rücken des Ettersbergs, wo sich nach Massenbachs und einiger anderer Offiziere Wunsch die verbündeten Armeen hätten sammeln und positionieren sollen, dort wären die Franzosen auch unter des Kaisers Augen wohl kaum hinaufgekommen. Aber die kommandierenden Fürsten wollten aus verschiedenen unklaren Gründen die kleine Residenz Weimar nicht kampflös den Franzosen überlassen.

Das Schlachtfeld zog mich an; weshalb? was wurde hier entschieden? Gab es hier einen Wendepunkt? Wen ja, zum Guten oder Schlechten? - Das alte Preußen, das friderizianische, fand hier seine Niederlage und sein Ende. Mit den Franzosen siegte etwas Neues, neues Staats- und Rechtsempfinden machte sich breit, der Kaiser erklärte zur Verblüffung des Dichters die Politik zum Schicksal, nun sollten die Ideen von Freiheit, rechtlicher Gleichheit, Staatsbürgertum und nationaler Größe und Macht die Köpfe begeistern, beflügeln und verwirren. Die Umstände und Dinge sollten nun rational angegriffen und bewältigt werden. Von hier nahm die Reorganisation, denn sie wurde offensichtlich notwendig, die "Wiedergeburt" Preußens und Deutschlands ihren Ausgang, denn man wollte nicht endgültig der Besiegte sein. Die Niederlage sollte zum Heil ausschlagen, was vorerst gelang. Die Schlacht war nicht nur einer der bedeutsamsten Siege des Kaisers, beinahe ganz Deutschland stand nach 1806 unter seinem Protektorat. Auch die deutsche Nationwerdung und spätere Machtfülle haben ihren Ursprung im Umdenken nach dieser einschneidenden und lehrsamen Niederlage. Der König hatte nicht bloß, wie er in seiner Bekanntmachung beschwichtigend erklärte, eine Bataille verloren, sondern seine Rechtfertigung, das monarchische Prinzip selbst war mit einem Paukenschlag vor aller Augen als untauglich erwiesen worden, die Aufgaben einer neuen Zeit zu meistern. Nun sollte ein neuer Souverän, wenn schon nicht den alten ersetzen, so doch ihm hilfreich zur Seite gestellt werden. Staatsbürger mußten her, die nicht bloß ihre eigenen Angelegenheiten regeln, sondern sich freiwillig für das Große und Ganze einsetzen und mitdenken, mitmachen. Hernach durfte nicht mehr Ruhe die erste Bürgerpflicht sein - was scherten uns der Könige Kriege -, sondern das Volk, die Nation sollten in die Politik verstrickt, aufgeboten und mobilisiert werden, um die erlittene Schlappe wieder gut zu machen. Sechs Jahre nach der heilsamen Niederlage begannen die Befreiungskriege das Ergebnis von Jena und Auerstedt zu revidieren, was im Nachhinein als nationale Erhebung mystifiziert wurde. Auch deshalb verknüpfte das deutsche Geschichtsbild im 19. Jh. den Mythos der nationalen Selbstbehauptung schon an diese verlorene Doppelschlacht. - Nach den beiden Katastrophen in der ersten Hälfte des 20. Jhs. scheint uns das auf die Niederlage folgende Umdenken

und die langfristig daraus resultierende deutsche Machtfülle aber gar nicht mehr so wünschenswert. Vielmehr könnte es Nachträglich als wünschenswert erscheinen, wenn das alte Preußen hier doch noch mal gesiegt und einen gemächlicheren, vielleicht schlafmützenhafteren, jedenfalls einen geordneteren und weniger enthusiastisch stürmischen Gang in die Moderne angetreten hätte; mit weniger nationalem Trara. Nach der letzten (heilsamen und lehrreichen ?) Katastrophe die Bundesrepublik und die langfristig gelungene, friedfertige Neuordnung Europas als nachträgliche Rechtfertigung des Vorvergangenen auszugeben, erscheint mir allzu gewagt. Wahrscheinlich sollte man auf Rechtfertigungen durch die Geschichte überhaupt verzichten. - Wie dem auch sei, oberhalb Jenas wurde Folgenreiches entschieden. Und während hier oben die Heere einander würgten, ordnete unten im Tale der Ilm Goethe seine Farbenlehre, den unruhigen aber vorübergehenden Zeitläuften zum Trotz, für den Druck. In seinem umfangreichsten Werk will er Aufschlüsse über das Licht geben, denn "die Farben sind Taten des Lichts, Taten und Leiden", wodurch sich die Natur "dem Sinne des Auges besonders offenbaren will." [XIII, 315] Denn das "Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hilfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde, und so bildet sich das Auge am Licht fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete." [XIII, 323] Lebensfromm war ihm sein Tun und Treiben ungeheuer wichtig. Er wagte den letzten machtvollen, langfristig gescheiterten, wenn auch nicht vergeblichen, Großangriff auf die Wissenschaft des 19. Jhs., die unbedingt gesicherte Erkenntnisse und brauchbare Ergebnisse haben wollte, ohne dabei den flüchtigen und unsteten Menschen zum Maß der Dinge zu nehmen. Indem sie das unmittelbar bedeutsame Verhältnis des Auges zum Licht bestritt, verdrängte sie den Menschen aus der Mitte und Fülle der Schöpfung und spannte die so entgeisterte "Natur auf die Folter" ihrer Experimente, um sie inquisitorisch zu "Bekennnis[sen] zu nötigen"[XIV 321], die nun unbedingt geglaubt werden sollen. Bei dieser Begierde nach abstrakten und absoluten Erkenntnissen wurde Goethes Einsicht vergessen, wonach einem bestimmten lebendigen Subjekt, durch auffassende und erkennende Organe verbunden, immer bestimmte erkennbare Objekte gegenüber stehen. Subjekt, Organe und Objekte bilden eine gewachsene Einheit, korrespondieren einander in der gemeinsam gewachsenen Fülle des Lebendigen, im Wechselspiel entstanden sind sie für einander Bedeutsam und nicht für ein absolutes Drittes, das nicht menschengemäß ist. Aber wo "nicht von Zahl, sondern von einem unendlich lebendigen Spiel die Rede sein könne" [XIV 323], dort sollen nun "wenige Experimente ... beweisen, alle übrigen Bemühungen unnötig machen, und eine über die ganze Welt ausgebreitete Naturerscheinung soll aus dem Zauberkreis einiger Formeln und Figuren betrachtet und erklärt werden." [XIV 158] - Die fahrlässige Verarmung und Entmenschlichung, die Anmaßung des 19. und die Hybris des 20. Jahrhunderts war nicht mehr zu bremsen. Die Entfesselung gewalttätiger Produktion verhäßlicht eine geistlos werdende Welt.

Jena ist die Stadt Schillers. Wie andernorts in einen Sportverein so gehen in Jena die jungen Leute mit ihren überschüssigen Kräften in eine Theatergruppe und üben sich im für das Leben überaus fruchtbaren Schauspiel. Dies hat dort eine lange, über dieses Jahrhundert weit hinausgehende, wenn auch von den Meisten vergessene, Tradition. Wo die Tradition des gewöhnlichen eigenen Tuns beinahe vergessen ist, dort ist sie lebendig. Wenn ich abends ins Theaterkaffee ging, um beim Bier die spielende Jugend zu belauschen, und wenn ich meinen

Blick von den hübschen Frauen, um mich zu erholen und nicht lästig zu fallen, abwendete, sah ich über die Gasse hinweg schräg gegenüber Schillers Gartenhaus und eine Ecke seines Gartens. Aus dieser schmalen Tür also ist seine schwächliche Gestalt herausgetreten, um in Gedanken, wohl oft zornig oder durch nagende Krankheiten verstimmt, abends diese Gasse links oder rechts entlangzuspazieren. Merkwürdiger Besuch wird oft dort angeklopft haben. Damals lag dies Haus außerhalb der städtischen Bebauung, hier lebte er, wenn auch nur wenige Minuten vom Städtchen entfernt, ländlich ruhig. Eines Sommermorgens spähte ich über den Zaun in diesen traumvergessenen, zauberhaft abgelegenen Garten; seine jugendliche Büste mit der großen Nase lauscht im Gestrüpp. Da ruft mich die rundlich freundliche Dame, die nun Haus und Garten für einen Hungerlohn betreut, ich möge, obwohl keine Öffnungszeit sei, getrost herein kommen, für zwei DeMark könne ich drinnen umhergehen. Aber sie könne mich nicht begleiten und führen, da sie eine Reisegruppe erwarte. Also gehe ich in das bei seiner Schmalheit wackelig hoch wirkende kleine Haus, schleich ich alleine über knarrende Dielen durch die kleinen Zimmer, lese erklärende Texte und ausgestellte Handschriften. Hinter Glas hatte die ältlich kleine Dame bereits in übleren Zeiten seine Vorlesungen zur Geschichte, wo sie von der Verfassung des Lykurg handeln, aufgeschlagen und die mit verblässigem Farbstift rotunterstrichenen Passagen zusätzlich mit Rothändelzeigefingern klüglich markiert. Dort schreibt er deutlich, daß es vom Staat zwar nicht zu erwarten sei, daß er die Entfaltung der einzelnen Persönlichkeit fördere, daß aber jeder Staat, der die freie Entwicklung der Person behindere, verwerflich ist. Dort liegt ein Brief, in dem er an einen Freund schreibt, nun gelte es mit einer leichten Arbeit viel Geld zu verdienen, um ordentlich Leben zu können. Da hängt auch seine alten Haushaltsrechnungen, denn bei seinen kargen Einkünften muß jeder Groschen bedacht werden. Auch er war ein starker Raucher und gab monatlich für den Tabak beinahe so viel wie für das Abendessen aus, beinahe ebensoviel wie für Wein und Brennholz. Oben schleich ich in sein enges Schlafgemach. In seinem Arbeitszimmer steht sein Schreibpult mit einem Bogen Papier und einer Gänsefeder, als käme er gleich wieder, nun bin ich umgeben von Erstausgaben des "Wallenstein", der "Jungfrau" und der "Maria". Da ich alleine bin lehne ich mich auf das schmale Stehpult und schaue, wie im Katzenjammer beinahe zu Tränen gerührt, durch das Fensterkreuz in den sonnigen Garten. Wie traumreich ist dieser Garten. Damals war er ein nützlicher Küchengarten, in dem Frau, Kinder und Köchin hegten und ernteten. Nun stehen dort Blumen und blühende Sträucher, wächst Gras auf den Betten. Am hinteren Ende in der linken Ecke steht die Gartenzinne, in die er sich vor Weib und Kindern zurückzog, um ungestört zu texten, in der rechten Ecke die ausgelagerte Küche, weil er keine Küchendünste im Haus riechen mochte. Dazwischen steht ein kleiner Pavillon mit zwei Steinbänken und einem Steintisch, an dem sie gesessen und gewaltige Worte gesprochen haben, wie eine Inschrift anmerkt. Auch ich setze mich dort hin, ganz kurz bloß, die Beiden waren nicht mehr da. Dafür kommt die freundliche Dame, sie wolle schließen, denn die erwartete Gruppe sei nicht gekommen.

Gegenüber auf der anderen Seite des Städtchens, auf der anderen Straßenseite des Fürstengrabens, also gleich außerhalb der alten Stadtmauer ist der Botanische Garten. Er wurde seinerzeit auf Anregung Goethes angelegt, der dort auch ein heute noch zu besichtigendes Haus bewohnte, um seine naturwissenschaftlichen Studien zu treiben. Für zwei DeMark durfte ich in Sonnenglanz und Blüten-

duft durch die weitläufige Anlage spazieren. Auch hier gingen junge Burschen, junge Mädchen im luftigen Sommerkleid durch das bunte Grün, saßen träumend, lesend, schlafend, schäkernd auf den Bänken. Die oberflächlichen Metamorphosen ihrer wiederkehrenden Erscheinung haben sich seither etwas gewandelt, sie haben rotes oder gelbes Haar, da sind stoppelig geschorene wenn nicht gar kahle Frauen, Männer mit langen Mähnen, geflochtenem Haar oder der Schirmmütze auf der Glatze, Ketten von Ringen in den Ohren und Augenbrauen, silbrige Stöpsel in den Nasenflügeln sitzen sie still versunken da mit ihrem Papier und zeichnen nach der Natur; so ist es dem alten Meister recht. Ohne ihn zu suchen stehe ich plötzlich vor Goethes Ginkgo Baum. Eigenhändig soll er ihn hier gepflanzt und mehrfach bedichtet haben. Der dazugehörige Wechselgesang - was schrieb Johann Wolfgang, was Marianne? - ist im Divan nachzulesen. Weil der nicht immer zur Hand ist - man sollte nicht ohne seine Bibliothek verreisen oder in eine Kneipe gehen -, stehen die drei Strophen auf einer Tafel neben dem Baum gedruckt. Ich lese mit Andacht, während ein musterhaft gespaltenes Blatt griffbereit vor meiner Nase flattert; es "gibt geheimen Sinn zu kosten". Da ich nicht nur dumm bin, wende ich mich erst einmal um, im Fenster der Verwaltung steht bereits eine stämmige Frau, den kräftigen Arm ostentativ auf die Fensterbank gestützt, und beobachtet mich mißmutig. Also gehe ich von dannen. Aber Goethe war auch nicht dumm, er wußte ja, daß wir kommen werden und die Verwaltung uns Steine in den Weg legen wird. Also hat er, beinahe wie Herr Ribbeck von Ribbeck auf Haveland, seinen Baum an den Zaun gepflanzt, dessen mächtige Äste wachsen nun hinüber ins Freie. Aber er konnte sich gewiß nicht vorstellen, wie zahlreich wir sein werden. Draußen sind die Äste bis auf Fahrradfahrergriffhöhe abgerupft. Also schleich ich mich nach einigen Schoppen Salle-Unstrut Wein im Schutze der Dunkelheit an, erklimme den Sockel des Gitters und rupfte mir einen Blätterstrauß auf Vorrat. Man weiß ja nie, zwar wüßte ich nun kein Liebchen, der ich eines der gespalten vereinten Blätter verehren könnte, aber es könnten mir ja noch mehrere erscheinen.

Jena ist die Stadt Schillers, des deutschesten der Dichter, aber der weltweite Ruhm strahlt über dem Wohnort des alten Meisters. Zu Jena gehört auch Weimar, es ist ja über den Hügel hinweg gleich nebenan, mit dem kleinen runden Wagen konnte er bequem herüber fahren, um sich mit anderen Gelehrten und seinem Freund, dem einzigen, der ihm ebenbürtig war, außerhalb höfischer Enge unverblümt auszusprechen.

Wie in Jena ist auch hier der alte Ortskern überschaubar, steht alles im rechten Maß zueinander und sind die Wege zu Fuß leicht zu machen. Wenn man Gefallen aneinander findet, sieht man sich gewiß wieder. Aber Weimar wirkt kleinlicher, beschaulicher, beschränkter, wohlhabender, aufgeräumter, die schillernden Garderoben und abenteuernden Herzen der jungen Leute und Studenten fehlen beinahe gänzlich im Straßenbild. Durch die Gassen und Sträßchen wandeln bedachtsam und sonntäglich zurechtgemacht bildungsbeflissene Bürger aller Herren Länder mit suchenden, staunenden Blicken und oft bereits ergrautem Haar. Weimar war Residenzstadt und hat also ein Schloß, das auf kleine Leute mächtig wirkt, obwohl es bloß die Residenz des Fürsten eines deutschen Kleinstaates war wie z.B. Berleburg auch, nur Weimar ist bekannter. Goethe lebte hier nicht alleine, sondern war in bester Gesellschaft. Hier wirkte Wieland und auch der große Pfarrer Herder, der liegt nun in seiner Kirche begraben; um das lästige Eintrittsgeld zu sparen, warf ich nur einen Blick auf das Altarbild von Cranach. Auch

Schiller hatte hier später ein stattliches Wohnhaus. Man traf sich wöchentlich mit Damen zum Teekränzchen bei der Witwe Schopenhauer, wo der junge Arthur zunächst verschämt den Alten bewunderte, später mit ihm in den grünen Auen der Ilm farbige Erscheinungen studierte, bevor er vor der Mutter nach Berlin flüchtete. Später lebte auch Liszt hier, und experimentierfreudige Architekten des "Bauhaus", bevor sie durch gewöhnliche Engstirnigkeit nach Dessau vertrieben wurden. Im Morgenrauen flüchtete auch Goethe von hier nach Italien, später immer wieder nach Eger oder Karlsbad oder Jena, auch an den Rhein. Jeder von den großen Toten hat hier sein eigenes Museum, ihre Bibliotheken, Bücher und Handschriften werden in der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek gesammelt. Und auf dem Theaterplatz stehen die beiden Dichturfürsten Hand in Hand in Bronze wie wir sie kennen, umweht vom Dunst der Würstchenbuden, geschäftige Marktschreierei im Ohr müssen sie so ausharren und es sich gefallen lassen, alle Augenblicke abgelichtet zu werden. Hinter ihnen steht, umstellt von Baugerüsten, das Nationaltheater, wo manches ihrer Stücke gegeben wurde. Später versammelte sich dort die Nationalversammlung, um dem Volk eine Verfassung zu geben, es hatte sie nötig.

Sein Wohnhaus steht am Frauenplan, wo sonst, gleich nebenan das Wirtshaus "Zum weißen Schwan", hinten heraus durch die enge Gasse der kurze Weg zum sittsamen Plausch bei Frau von Stein, während die lebensfroh üppige Christiane Vulpius in Haus und Küche die Zubereitung des Abendessens beaufsichtigt. Goethes Bürgerhaus ist beachtlich. Es ist die repräsentative Dienstwohnung des Ministers und Günstlings eines Fürsten, wenn auch des Fürsten eines Kleinstaates, und in gehöriger Entfernung von dessen herrschaftlicher Residenz in bürgerliches Umfeld eingebettet. So wird es dem Alten recht gewesen sein. Das etwas schief und wackelige scheinende Haus mit seiner leicht gerundeten Vorderfront wirkt menschenfreundlich einladend, behaglicher als unsere gewöhnlichen Häuser. Dabei ist es mit seinen zahlreichen kleinen Zimmern, mit Treppen und Stiegen, Keller und Vorratsräumen, dem Innenhof mit großem Tor, mit Stallung und Stellplatz für die Wagen - der kleine steht noch da - geräumiger als die kantigen Klötze, die sich unsere Günstlinge bauen lassen. Wohl versorgt wird man hier bequem und gut gelebt haben. Darin konnte man als Herr über Haus und Hof eigenständig schaltend und waltend die eigenen Angelegenheiten ordnen. Der Blick durch das Fenster nach vorne hinaus übersieht auf einem Platz das geschäftige Treiben bürgerlichen Fleißes, nach hinten hinaus geht er in die lichte Stille des Gartens; recht so. Der Dichter sitzt zwischen dem wiederkehrenden Gleichklang der Natur und dem unsteten Treiben der flüchtigen Menschen und ihrer künstlichen Werke, von beiden Seiten her empfängt er sein Maß.

In den alten Räumen am Frauenplan lebt keiner mehr, darin stehen große und kleine Skulpturen, der riesige Junokopf, den er in Italien gekauft hat, dort hängen Bilder, findet man seine Mineraliensammlung, Steine und Pflanzenreste, Stiche, Zeichnungen und optisches Gerät, den Altväter Unrat, den er ein Leben lang gesammelt hat. Seine Werke setzen wir als bekannt voraus, ansonsten finden sie sich in der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek. -

wie bei Schiller so fesselte mich auch hier besonders der Garten. Der ist nicht rechteckig, sondern sein ungleichmäßiges Oval wird auf der dem Haus gegenüberliegenden Seite von einer hohen Mauer, die von der Gasse her nicht überblickt werden kann, begrenzt. Von Haus und Mauer umringt konnte er unbehellig seinen Garten genießen. Seine Gartenbeete sind längst nicht mehr mit nützlich

chem Küchengemüse und Kräutern bepflanzt, sondern mit einfachen, leicht zu pflegenden Blumen und Sträuchern. Als ich in das sonnenbeschienene, fröhlich frische Grün und Bunt hinaustrat, war ich alleine in duftender Stille. Also schlich ich versonnen, beinahe träumerisch ernst über die schmalen Wege. Wo war ich hier hineingeraten? Dann setzte ich mich zur Besinnung auf eine Bank und lächelte. Wie schön muß es gewesen sein, alltäglich solch einen Garten gehabt zu haben und solch ein Haus, wie gut konnte man hier seine eigenen Angelegenheiten ordnen; wie fruchtbar war es gewesen. An der Seite ihrer Mutter kommt eine ganz junge Frau daher, wie seltsam hübsch sie sich zurecht gemacht hat, ein schmales, silbrig glitzerndes Stirnband unterm schwarzen Lockenhaar, dunkle Wolljacke über heller Bluse, und langer, smaragdgrüner Rock um die Beine, die Füßchen in schwarzen Sandaletten, trägt sie in einer Hand drei violette Blütentrauben Flieder, und lächelt mir von Herzen zu, und geht vorüber; auch ich mache mich davon.

Durch schmale Gassen, an Baustellen vorbei gelange ich zum Park an der Ilm - was macht Puschkin hier? Geschwungene Wege führen zwischen waldigen Büschen und mächtigen Bäumen am Abhang entlang. Da ist es, die Lattenkarrees vor der grau getünchten Hauswand erkenne ich sofort, sonnenbeschienen leuchtet es zwischen zwei Baumkronen von jenseits herüber. Es ist größer, als ich es mir vorgestellt habe, entschieden breiter und höher als Schillers bescheidenes Gartenhäuschen, vor dem Hang alleinstehend beherrscht es mit seiner einzigartigen, klobigen Gestalt mit dem überhöhten Dach das grüne Tal der Ilm. Es scheint, als seien die Charaktere der beiden in ihren Gartenhäusern nachgebildet, hier weit ausladend und selbstgewiß versöhnend, dort schmal, spitz, etwas gedrungen und kämpferisch. Weiter gehe ich über die Duxbrücke auf die Auwiese, das unbeschnittene Grün steht hoch voll gelber, roter Blüten. Im Gras verstreut liegen überall Liebespaare, man bemerkt sie erst, wenn eines sich aufsetzt oder stellt. Nun bleib der Blick auf das Gartenhaus frei, langsam schwankend kommt es näher. Der eingezäunte Garten erinnert an den beim Stadthaus am Frauenplan, oder an den Schillers in Jena. Sonnendurchwobenes Grün mit vielfarbigen Tupfern, von mächtigen Bäumen überschattet, schimmert verlockend den Hang hinauf, auf den Beeten vielfältiges Gesträuch und Blumen, gerade blüht die Pfingstrose, an Reineke erinnernd. War hier "male partus", seine feste Burg? Kieswege schlängeln sich durch die lässig gepflegten, freundlichen Rabatte. Am Gartentor ist in den Weg mit dunklen Kieselsteinen der fünfzackige Druidenfuß eingelegt, der soll böse Geister bannen. Und dort liegt noch der Baum, der im Gewittersturm 1790 umgefallen war, hat aus dem Stamm und aus der Krone neue Wurzeln getrieben und lebt; aus den schmalen Trieben, die uns die Zeichnung von 1792 zeigt, sind mächtige Stämme geworden.

[[Ich gehöre dazu, denn ich bin es, der es kennt.]]

Das Haus hat geräumige Zimmer für die Arbeit, zum Schlafen, für Gäste und um mit vertrauten Freunden zu speisen. Die grünliche Farbe der Innenwände konnte rekonstruiert werden, die Einrichtung fehlt beinahe völlig, auch er soll es schlicht gewünscht haben. Aus dem Fenster seines Arbeitszimmers geht der Blick über Wiesen und Bäume ins Grüne, darin möchte man verweilen. Von dem nahen Städtchen ist nichts zu bemerken. Doch pilgern unablässig Besucher hierher, schleichen neugierig geschwätzig, auch staunend und andächtig durch Haus und Garten. Vielleicht neiden manche ihm sogar sein gutes Leben. Dabei hat er doch nur ein ihm gemäßes Alltagsleben geführt, daß sich äußerlich von dem sei-

ner Standes- und Zeitgenossen unwesentlich unterschied. Er hatte einen Küchengarten, wie beinahe Jedermann, lebte von Grün umgeben in behaglich scheinenden Baustoffen, in Gebäuden von schlichter, etwas derber Bauweise, um ihn herum waren die Lebensverhältnisse überschaubar, es bestand eine enge Verbindung von Produktion und Konsumtion und Kommunikation, Herstellung und Verbrauch waren aufeinander bezogen, man umgab sich mit Handgefertigtem, also mit Einzelstücke, man wußte von wem und woher Brot, Gemüse, Fleisch, Holz, Stoffe und Geräte aller Art wie kommen, es gab keinen unbrauchbaren Abfall, dafür kurze Wege und klare Hierarchien. Solche Gewöhnlichkeit erscheint uns Späteren merkwürdig, sonderbar und staunenswert, erfüllt viele mit nachträglichem Neid und manche mit etwas Trauer um Verlorenes. Denn zu weit haben wir uns bereits vom gewöhnlichen, vom ordentlichen Leben entfernt. Deshalb ziehen uns diese Gartenhäuser, die uns, weil man versucht hat, sie innerhalb der drastisch gewandelten Zeitläufte in ihrem gewesenen Zustand zu erhalten, einen flüchtigen Blick über den Zaun in vergangenes Leben zu gewähren scheinen, so an, erscheinen sie uns so außerordentlich und fürstlich, obwohl sie ziemlich gewöhnlich waren. Damals lebten sie besser, scheinen uns ihre Häuser nachträglich zu bedeuten, in innigerer Verbindung mit ihrer Umgebung, weniger abgekapselt und losgelöst, entfremdet. Denn ebenso wie der Schritt des Wanderers vom Weg in den Pferde-Wagen hinein bereits von Goethe und einigen seiner Zeitgenossen als Schritt hinweg von der Humanität empfunden wurde, gilt Gleiches erst recht von unseren Einbauküchen, Zentralheizungen, Kühlschränken und elektronischen Haushaltsgeräten, mit denen wir uns umstellen, obwohl sie uns nicht annähernd die Behaglichkeit und Wärme spenden wie der eiserne Ofen oder gemauerte Herd im Gartenhaus. Von unseren Produktionsmaschinerien und unseren in ihnen erwirkten Bezugsscheinen auf Super-Märkte und Fernreisen ist diesbezüglich sowieso zu schweigen. - Auch bleibt es fraglich, ob unsere gepriesene Medizintechnik das Leben oder das Sterben verlängert.

Auf dem alten Friedhof liegen sie schließlich alle beieinander, Fürsten und Dichter, Gelehrte, wohlhabende Bürger, Professoren, Soldaten und das Volk, letzteres wird dicht gedrängt im neuen, größeren Teil auch heute noch eifrig nachbestattet. Natürlich mußte auch ich hinab in die Gruft, für vier DeMark. Seit dem 16. Jahrhundert gesammelt stehen hier die großen und kleinen - auch Prinzen und Prinzessinnen sterben - schlichten, beschnitzten, beschlagenen oder üppig verzierten hölzernen Säрге - einige sind schon durchgerottet und vor dem Zublick abgedeckt - und eisernen Wannern im Geviert neben und hintereinander. In einander gleichenden Särgen aus glattem, glänzendem, hellem Holz, nur mit ihrem jeweiligen Nachnamen geschmückt, liegen die beiden Dichter nebeneinander. Wer wem den Glanz verleiht, wegen wem die Besucher hier hinab steigen ist klar; dieses sonst längst vergessene Fürstengeschlecht wußte sich mit den beiden Fürsten einer dauerhafteren Sphäre in Erinnerung zu halten. - Dort drinnen liegen sie also, unser Goethe und unser Schiller, von letzterem kann es nicht viel sein, denn in den 20er Jahren fand der vom Leben vielfach begünstigte Freund Schillers aus dem Friedhof hervorgewaschenen Schädel. - Y - "Yoricks Schädel, des Königs Spaßmacher. ... Ach armer Yorick! ... Hier hingen diese Lippen, ..." [Hamlet 5,1.] - Warum kommen all die netten Leute hier hinab, welche Nähe wird da gesucht, was gibt es hier zu staunen und zu gaffen? Vor dem Sarg des Fürsten der Dichter liegen zwischen vereinzelt Rosen auch drei violette Blütentrauben Flieder. - Wenige Schritte vor der Fürstengruft liegt das in aller Welt unentbehrliche Personal: "Hier ruht in Gott / Francois René Goullon / Küchenmeister der Herzogin Anna Amalia

/ geb. zu Metz am 10. Okt. 1757, gest. zu Oberweimar am 10. Aug. 1839". Der herzogliche Bäcker ruht gegenüber, auch der Metzger ist nicht fern.

Das Beste aber war das Nietzsche-Archiv, daß von einem namhaften Bauhausarchitekten entworfene Gebäude ist beinahe völlig leer. Sein handschriftlicher Nachlaß und seine Büchersammlung befinden sich natürlich in der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek. In den verwaisten Räumen stehen bloß einige moderne Möbel von damals, an den Wänden hängen einige zeitgenössische Photographien, hie und da steht eine monumentale Büste mit dem mächtigen Schnauzbart. Unter Glas finden sich einige Zeitungsartikel aus jener Zeit, als daß üble, unbelesene Gesindel glauben machen wollte, er sei einer der ihren, und ihm nebenan, wie einem Heros, ein Mausoleum baute; dies blieb, ebenso wie ihre übrigen Unternehmungen, unvollendet. Hier hat also seine Schwester Elisabeth, das "Lama", den geistig umnachteten in seinen letzten Jahren aufbewahrt, seine Texte und Briefe verfälscht und ihn hinter einen Vorhang geschoben, um bevorzugten Gästen einen Blick auf den völlig Hilflösen zu gewähren. Aber das Beste war die bildhübsche Sächsin, sie ist fremd hier, die mich für einen Obolus von vier DeMark durch die leeren Räume führte. Und ich ließ sie ungestört über all das reden, was ich längst wußte, ich fragte auch hie und da verständig, und während sie sprach weidete ich mich an ihrer Erscheinung und badete in ihren Augen. Sollte sie nicht bemerkt haben, daß ich es bin. Zum Abschied reichte ich ihr die Hand und sprach ihr Segenswünsche zu; erst nach einigen hundert Metern fiel mir ein, daß ich sie hätte zum Wein einladen müssen, daß ich erst weniger hundert Meter entfernt war und meinen Fehler hätte leicht korrigieren können, fiel mit erst auf dem Weimarer Marktplatz ein. Vielleicht ist es nicht gut, dem Zauberhaften den Stempel des Wirklichen aufzudrücken. Ich nahm mir fest vor nochmals nach Weimar zu fahren, obwohl die gegenwärtige Stadt eine Großbaustelle ist.

In Naumburg wohnte Friedrich allein bei Mutter und Schwester und Tante, also war er nicht immer da, sondern im Internat, beruflich in der Schweiz, auf Reisen in den Alpen, am Mittelmeer. Aber immer wieder kehrte er von seinen verschlungenen Pfaden in sein Heim zurück, in dieses Haus in der Ecke der Stadtmauer. Naumburg ist vollständig erhalten und bietet den beinahe unverfälschten Eindruck einer deutschen Kleinstadt des 19. Jahrhunderts. Aus solch biederer Enge, aus dem Haus einer kleinbürgerlichen Pfarrerswitwe mit prüder Frauenwirtschaft kam er also her. In dem nun nach ihm benannten Haus riecht es irgendwie nach Desinfektionsmittel. Niemand störte mich als ich dort nochmals anhand von Bildern, Texten und Handschriften seiner Biographie nachging. Herzensfroh und schallend lachte ich, als ich in seinem Schlafzimmer in einigen Aphorismen und seinen letzten Briefen blätterte. Wohl ein Viertelstündchen saß ich träumend auf der für ihn, nachdem er nicht mehr ausgeführt werden konnte, erweiterten Veranda im ersten Stock. Jahrelang durfte er dort, von hölzernen Verkleidungen etwas geschützt, unbeschwert sitzen und sinnieren und träumen, nur hie und da von einem Wutanfall unterbrochen. "Oh Lebens / mitt[ag] Feier / liche Zeit / Oh Sommergar / ten unruhig / Glück im Stehn / und Spähen und". So schrieb er mit krakelnder Hand auf einen Fetzen karierten Papiers im 7. Jahr seiner Umnachtung und drei Jahre vor seinem endgültigen Abgang. - An Schul-Pforta vorbei, kurz hielt ich dort der großen Toten halber, über das Schlachtfeld von Auersstedt hinweg, den Ettersberg vor Augen, von wo der Alte in das sanft gewellte, lieblich grüne, heitere Geborgenheit verheißende thüringische Land blickte, auf dessen breitem Rücken im Buchenwald später, also kürzlich, das Gesindel sein La-

ger mit den Schinderhütten errichtet hat, fuhr ich eilig nach Weimar, bloß um noch einmal spazierenzugehen in den grünen Auen der Ilm.

Aber in Jena lebte ich froh, dort führte ich ein lustiges Leben in Gesellschaft. Dort klang mir der Frühling im Ohr, erfuhr ich wieder seine Bedeutung. - Meine Arbeit? Meine Arbeit störte mich gar nicht, vielmehr gewährte sie mir einen flüchtigen Ort im Leben.

Unter den ehrwürdigen Kastanien der Biergärten fand ich die alte Jugend wieder. Äußerlich scheinen sie sich ziemlich gewandelt zu haben, man trägt nun mit Vorliebe schwarz, oder grell, oder lässig, auch schlicht oder ganz anders, oder den letzten Schrei auf der Haut, die wird auch züchtig tätowiert. Um Augenblicke zu erheischen, ziehen sie sich nun gerne Ringe durch die Nasen, durch die Ohren, Wangen, Lippen oder Augenbrauen, dergleichen steckt auch im freien Bauchnabel und wo man es nicht sieht. Auch mit der bunten Haartracht sucht ein jedes Menschenkind auf besondere Weise zu gefallen, auf der Suche nach sich sucht es nach einem Ausdruck für seine erwachende und vorübergehenden Eigentümlichkeit, um für einen Augenblick auch äußerlich außerordentlich zu erscheinen. So ist es recht und in der Ordnung. Diese ewige Jugend sitzt im Schatten der Kastanien, wie sie immer gesessen, in traulichen Gruppen an vereinzelt Tischen oder Bank an Bank in Reihen gedrängt, vor sich auf dem Holz die klingenden Gläser voll hellem oder dunklem Bier, auch klarem Wein und erfrischenden Säften. Unter dem Geblättern die Luft schwingt vom murmelnden Fluß ihrer Reden, unterbrochen von Scherzen oder derbem Gelächter, und wie immer tönt darüber hinweg das verlockende Lachen der Frauen.

Auch die Straßen und Plätze sind bevölkert von dieser Jugend, denn Jena ist etwas klein für seine Hochschulen; klein und übersichtlich, ihre wiederkehrenden Gestalten erwecken alte Bilder. Jener Jüngling dort, mit den blauen Mandelaugen unter der hochgewölbten Stirn und den sinnlich aufgeworfenen Lippen, sah ich sein Bild nicht eben im Stadtmuseum, ist's nicht der jugendliche Melanchthon? Und der junge Mann dort, mit dem auf die Schultern wallenden Haar und dem Reeblick, ist's nicht der unglückliche Hardenberg. Und jener in abgetragener Kluft, dort in der Ecke des Marktplatzes, wie zornig er schaut, schüttelt den kahlen Kopf und geht fort. Es wird doch nicht ein Sand sein? Den Dicken Mönch sieht man auch hier nur selten. Die elegante Frau dort, die meinem Blick ausweicht, wird eine Frau von Stein. Statt ihrer lächelt mir eine üppige Christiane aus allen Grübchen im Vorübergehen. Wer sitzt dort hinter seiner runden Nickelbrille lesend auf der Bank und zupft an seinem werdenden Schnauzbart? Da tänzelt Caroline Schlegel bei rot über die Straße, lächelt verschmitzt aus ihrem lichten Lockenkranz den beiden Kahlgeschorenen entgegen, die stehen in verbleichenden Jeans Hand in Hand an der Ampel und schauen streng bekümmert. Dort sitzen thüringische Knaben mit badischen Mädchen am Tisch, verkneifen sich ihr mitleidiges Ossilamento, bloß derben Scherz und schonungslosen Spott würden die Knaben von den lebensfrohen Schönen ernten, dabei wünschen sie doch anderes. Die liebe Jugend darf unbekümmert schonungslos sein, denn zunächst muß sie selber werden, bevor sie sich selbst beschränken und Nachsicht üben kann. Unter mächtigen Schlapphüten ungebändigtes Haar, derbe Gesichter und kräftige, feiernde Hände beim Bier, sitzen dort wie eh und je drei Wandergesellen. Der schlanke, kellnernde Student mit dem langen, glatten Haar, ist von erlesener Höflichkeit und spricht ein Deutsch, von dem ich bisher nur gelesen hatte. Sein ebenfalls kellnerndes Schwesterchen ist gertenschlank und al-

lerliebst. Als sie mir auf der Straße begegnete, lächelte mir ihr Gruß frei und ehrlich wie einem alten Bekannten; was sonst erfreut so das Herz. Das andere Mädchen ist pummelig, ihr rundes Gesicht zeigt keine besondere Auffälligkeit, dennoch wirkt es unverfälscht, zieht es den Blick an, sie hat ihren blonden Zopf sorgsam geflochten, es glänzen ihre üppigen Lippen und ihre etwas müden, etwas traurigen Augen, es scheint, als hätte sie hier schon vor Jahrhunderten den Durchreisenden arbeitsam und liebevoll aufgewartet; auch sie ist ein Gretchen.

Und ich war nicht bloß ein Durchreisender, ich gehörte dazu. Ich sah nicht bloß Schatten an mir vorübergleiten, nein, Gestalten von Frauen und Männer umgaben mich, wir verlebten gemeinsam die köstliche Zeit.

Seit den ersten Tagen war der Spreewälder Alexander bei mir. Kurz gedrungene Gestalt, rundes Gesicht mit Stoppelhaar obendrauf wirkt er wie ein brandenburgischer Unteroffizier, freundschaftlich treu, dabei beweglich, flink, lebendig, vital, nun studiert er evangelische Theologie, und ohne allen Arg, voll redebegierigem Scherz glänzen seine runden, etwas hervortretenden Augen. Er liebt wechselnde Gesellschaft, immer sind Frauen um ihn. Und wie haben wir geschwätzt und gelacht; bis mir mein Alter deutlich wurde, denn mehrere Stunden unablässiges Gelächtern beginnen mich zu ermüden.

Da ist die etwas überreizte und große Livia, als Gattin des Nero stellt sie sich vor, aber sie schläft mit Düften von Jasmin. Noch kann sie nicht so schnell sprechen, wie sie denken kann, und unsterk irren ihre Augen durch den Raum; in einigen Jahren findet sie Halt.

Verspätet kommt die zierliche Maria, ob aus Magdala oder sonstwo her? Sie ist ein unverwundlich lebensfroh quirliges Geschöpf, spricht schnell und gewandt und schonungslos treffend an den Rändern von Gelächter und Spott. Einen ganzen Nachmittag und Abend ziehen wir allein umher, unentwegt schwätzend, sogar ernstlich redend. Wie begeisternd sie von ihrer ersten großen Reise schwärmt, ihrem Trip nach Nepal. Dabei forscht sie mich Fremdling und unbestimmten Einzelgänger nach meinen Vorlieben aus, zu welchem Ufer ich wohl gehöre, denn Alexander ist ihr besonderer Freund und beide lieben Männer, gehen sogar manchmal gemeinsam jagen. Bei folgenden Abschieden durfte ich nun die Zierliche umhalsen.

Am Freitag ab halb zehn steht Andreas am Tresen. Er hat es geschafft und sich zuversichtlich und erfolgreich ins Neue hineingefunden. Noch wirkt er etwas schlacksig in seinen guten Anzügen, bekommt auch ein Bäuchlein vom guten Leben. Er arbeitet als Programmierer in München, demnächst in Berlin und ist viel auf Reisen, aber jeden Freitag drängelt er sich mit seinem eleganten Auto durch den Stau zurück nach Jena, um den lebensnotwendigen Kontakt zum hiesigen Treiben nicht zu verlieren. Hier ist er geboren, hier kennt er sich aus und schleppt mich mit.

An der Plakatwand steht der blondgelockte Tobias und klebt Plakate fürs Theater, seine Leidenschaft und sein Nebenverdienst; ansonsten studiert er katholische Theologie. Als der Spreewälder Alexander und evangelische Theologe uns erklärte, daß er am liebsten jene weltweisen Sprüche des Teufels rezitiere, wie sie uns unser größtes Gedicht glaubhaft überliefert, sollte auch der milde Tobias seine Lieblingsstelle daraus aufsagen. Darauf sagte der überraschte Theologe: "Da muß ich mal lügen." Die ungläubige Maria und ich lachten Tränen : der Protestant zitiert am liebsten den Teufel und der Katholik muß lügen!

Jürgen und der schwule Volker, beide schlank mit knapp geschorenem Haupthaar, sind die Wirte in Schlegels Salon, heute "Cafe Zentral". Die beiden sind die

besten Wirte, die mir altem Zecher jemals begegnet sind. Niemals fühlte ich mich in ihrer Wirtschaft allein, immer bedienten sie zuvorkommend, fanden sie freundliche Worte, ein Gespräch, um mich zu unterhalten, bis ich andere Gesellschaft fand. Dies war kein geschäftiges Geschwätz, denn konsumieren tat ich sowieso, sondern freundschaftlich. Auch auf der Straße gingen wir nicht unberedet aneinander vorüber. Nur einmal bat uns Jürgen, nicht so laut zu singen, wegen der anderen, da sich Alexander solcher Anordnung nicht fügen wollte, sondern laut gegen diese Beschränkung protestierte, gab Jürgen es lächelnd auf.

Professor Christoph trank mit mir Becherowa vom Meister Becher aus Karlsbad, führte mich auch auf avantgardistisch dunkle Feste seiner Studenten im Umspannwerk, denn beide lieben wird das gleiche Lebensalter, die erwachsende Jugend. Dabei gestand er mir, ein wirklicher "Altachtundsechziger" zu sein, dazu verzog ich keine Miene, sondern sang mit einer Mädchenfrau am Eingang das alte Fliegerlied. Aber als er mir eröffnete, den letzten Trip vor einer Woche eingeworfen zu haben, platzte das Lachen aus mir heraus, und ich johlte, daß ich mir dergleichen vor 20 Jahren zum letzten Mal angetan habe. Christoph fand Gefallen an mir und schickte mir die Studentinnen gruppenweise auf den Hals. Denen erzählte ich dann vom steil gesteilten Schnauzbart des jungen Kaiser und der dazugehörigen Binde.

Annegret wollte beredet werden, sucht Verständnis und Trost in ihrer unübersichtlichen Ossiexistenz, von der sie nicht lassen mag.

Torsten wollte den kuriosen Wessi aus der Näher erkunden, gibt sich radikal, neidet den Reichen den Reichtum, den ich ihnen gönne, weil sie ihr Leben dafür aufopfern. Sein Neid wird schwinden, wenn seine 20er Jahre abgeschlossen sind, dann wird er Betriebspsychologe sein und über die hohen Lohnnebenkosten klagen, wie alle anderen auch, weil er sich dann einredet, doch alles allein geschafft zu haben, und die Faulheit nicht unterstützen will.

Im Hin und Wider der Gestalten Getümmel näherte sich mir eine Liebreizende, bis wir endlich beieinander standen und schwätzten. Nachdem sie unterdessen erfahren hatte, daß ich bloß noch während der folgenden Woche in der Stadt sei, ging sie auf meine Einladung für einen der folgenden Tage nicht ein; sie sucht wohl dauerndes. Aber zum Abschied leuchteten mir ihre Augen, und als wir uns die Hände reichten, geschah es innig, vor dem erwärmenden Druck legte sie langsam jeden Finger einzeln auf meinen Handrücken.

"pector, dum gaudent nec sunt adstricta dolore,

ipsa patent, blanda tum subit arte Venus" [Ovid, Ars, I,361f] ¹⁾

Einmal sogar sah man mich einen ganzen Tag den Kinderwagen schiebend mit einer hübschen jungen Frau durch die Straßen ziehen, als wäre auch ich dort beheimatet und alles wäre in der Ordnung; nach diesem Sommernachtstraum blieb ich der alte Esel.

Einmal folgte mir die Venus Pandemos in die Nacht, diese bedeutungslose Reiberei ist nicht der Rede wert.

Diese Jugend scheint gelungen, diese vielleicht ist geglückt, diesmal, endlich wieder einmal erscheint sie hier in Jena froh und frei. Die letzte gelungene Jugend liegt hierzulande Dezennien zurück. Sie besaß so viel Geist und Kraft zum Neuen, daß sie sogar stilbildend wurde und den letzten, nach ihr benannten, europäischen Kunststil hervorbrachte, bevor sie von ihren Vätern ab August 14 mil-

¹⁾ "Während das Herz sich freut und kein Schmerz es bedrückt, ist es / von selbst aufgeschlossen, dann schleicht sich mit schmeichelnder Kunst Venus heran."

lionsfach auf den europäischen Schlachtfeldern verheizt, verstümmelt, verdorben wurde. Verkehrter Ödipus, die Söhne überwandern nicht ihre Väter, wie es der natürliche Lauf der Zeit unweigerlich fordert, um selbst daheim bei den Frauen zu liegen, sondern die Väter, um zu Hause unangefochten bleiben zu können, verrieten ihre Söhne an die Schlachtfelder. Die ließen es mit sich machen, weil sie so gut gelungen waren, voll Glauben, Treue und ehrlicher Begeisterung. Hoffnungsträchtige Denker, Schreiber, Maler, Gelehrte, Handwerker und Erfinder verbluteten dort draußen, bevor sie es wurden, ihre erwachsenden Gedanken verdampften. Die Überlebenden kamen zerschunden an Körper und Geist Heim, trugen bereits die Hybris vom nächsten Mal in sich. Im Wellenschlag des hybriden Hin und Wider wurden folgende Generationen so oder so verdorben. Möge in der jetzigen zusätzlich zu den alten jugendlichen Tugenden auch Protest und Widerstand gegen die Zumutungen der Väter erwachsen und im Frühling einer langen Jugend tiefe Wurzeln schlagen! Mögen sie nicht an das überkommene Getriebe der lebensvergeudenden Produktionsmaschinerien verraten werden. Vielleicht ist die jetzige jenenser Jugend ein Vorbote, denn bisher sah ich die vielfältigen Metamorphosen geglückter Menschlichkeit nirgends so deutlich wie in Jena. Über 20% Arbeitslose können eine Gesellschaft entkrampfen. Wenn die Aussicht auf einen Arbeitsplatz im erlernten Beruf sowieso gering ist und man des Geistes Erotik ahnt, braucht man sich keinen kleinlichen Rücksichten zu unterwerfen, sondern kann unbekümmert jenen Dingen nachgehen, zu denen man sich hingezogen fühlt. Die alte Disziplinierung durch Arbeit und das Versprechen eines entsprechenden Erwerbs verliert ihre unbedingte Gewalt, der beglückende Wert eines freiheitlichen Lebens in menschlicher Gemeinschaft kann wieder in den Gesichtskreis treten. - Wir wollen nicht so ungerecht sein, eine Jugend an dem zu messen, was sie dereinst werden wird, vielleicht werden muß, denn dann ist sie ja längst nicht mehr sie selbst, und eine andere, ein frische wird an ihre Stelle getreten sein. Als Jugend hat sie ihre eigentümliche Schönheit und ihr besonderes Recht, sie beglückt ohne die Vorsicht auf ein unvermeidliches Später. - Wie gerne begeht man immer wieder den löblichsten der Fehler: zu hoffen.

Wie einförmig langweilig erscheint Politik vor dem Hintergrund geglückten Lebens, doch war ich in den neuen Ländern und dort erscheint sie unvermeidlich. Wiewohl ich den Dicken und sein Fußvolk weder gewünscht noch jemals gewählt habe, fand ich dort blühende Landschaften. Das machte nicht bloß der Frühling. Ein Transfer von jährlich 100 Milliarden DeMark, eine unvorstellbare Summe, kann, der Dicke hin oder her, nicht wirkungslos bleiben. Äußerlich ordnen sich die Dinge, innerlich normalisieren sie sich durch Gewöhnung und Zeit. Als an einem Tisch das Wort "Mauer" fiel, sagte eine 22jährige Frau dazu: "Ach geh, die Mauer ist doch schon lange weg." Für die neuesten Erwachsenen ist jenes unförmige Gerät eine Kindheitserinnerung von der Müllhalde der Geschichte, steht im Gruselkabinett der Geschichtsbücher: seht, so kann es kommen, wenn man unartig ist. Die Generationen lösen einander ab, neue Erwachsene haben sich ins Neue hineingefunden, kennen es kaum noch anders, auch ältere können ihre Vorteile nicht übersehen, haben außerdem ein gedankenvertilgendes Alltagsleben zu bewältigen. Manche, besonders ältere, die sich nun für zu kurz gekommen wännen, hadern mit dem neuen Geschick, damals soll nicht alles schlecht gewesen sein, sagen sie immer danach, verklären das Vergangene, ihre Jugend.

Bei aller offensichtlichen Normalisierung gibt es dennoch eine besondere Ossi-befindlichkeit, ein latentes Sonderbewußtsein. Sie sind ja auch besonders. Ein

unerfreulicher Aspekt dies Sonderbewußtseins brach auf breiter Front hervor, als Hauser, des Dicken neue Tröt, seinen abgedroschenen und propagandistisch vereinfachten Vergleich des SED(/PDS)-Systems mit dem NS-Sytem herausposaunte und bei den Eingeborenen der Neuen Länder öffentlich Dank für die Geldüberweisungen des Westens einforderte, gar - so wurde er jedenfalls verstanden - mit Kürzungen der väterlichen Überweisungen drohte, wenn der Osten unbotmäßig wählen würde. So kränkte er beinahe jedes Lebensalter und politisches Herkommen, sein Gerede war ein Volltreffer. Die ungläubige Maria wollte darüber nicht sprechen, es schmerzte sie zu sehr.

Wenn der Dicke ein Mann wäre, hätte er seiner Tröt das Maul verboten, sich schützend vor die Osis gestellt und gesagt: "rühr mir meine Osis nicht an, die hab ich mitgebracht und eingeladen!" Politik. Den abwegigen Vergleich der 2. mit der 1. deutschen Diktatur möchte ich, abgesehen von der strukturellen Ähnlichkeit aller Diktaturen, gar nicht widerlegen, allzu offensichtlich fehlt der 2. der Angriffskrieg, die Massenvernichtung, der vollständige Ausstieg aus deutscher und europäischer Tradition usw.. Im Gegensatz zu den uniformierten Gecken der 1. waren die Gecken mit Hut der 2. eher schlafmützenhaft ängstlich, mehr feige und hinterhältig als rücksichtslos brutal, waren die 1. größenwahnsinnige Spießer gewesen, so waren die 2. bloß uneingeschränkte Spießer, denen vor ihren eigenen Bluttaten, die sie nicht zum Prinzip erhoben, graute. Und die Leistungen des Westens für den Osten sind eine Staatspolitische Notwendigkeit zum Nutzen der Allgemeinheit, die bürokratisch formal, vielleicht allzuformal und perfekt für die lebendigen Herzen der Osis, abläuft. Bei diesem staatspolitischen Regelwerk gibt es zwar Spielräume, die der Dicke seiner Mentalität gemäß schlecht nutzte, aber auf der Kostenseite keine beachtenswerte Alternative. Die notwendige Höhe der Unkosten wurde von Anfang an gesehen und gesagt, z.B. von Oskarchen, Biedenkopf u.a., der Dicke hatte sie bestritten und wurde deshalb gewählt. Wenn man die Mauer nicht mehr will, sind nach über 40 Jahren Sonntagsreden Leistungen von diesem Ausmaß für die Bundesrepublik Deutschland - nicht für Tunesien - selbstverständlich.

Wenn obiges so deutlich vor Augen liegt, wieso konnte dann Hauser, die Tröt, seinen Volltreffer landen? Er entsprach der allgemeinen Erwartung. Genau so stellt sich der Ossi die Gedanken des Wessis vor und war froh, endlich einmal lautstark ausgesprochen zu hören, was er dem Wessi unterstellt, um sich darüber von Herzen empören zu können. Endlich sei es raus, was die Wessis denken und was die Osis immer schon von ihnen zu wissen glaubten, die alten Bundesrepublikaner verachten die neu hinzugekommenen, wie sonst nur das Schlimmste, außerdem seinen die neuen ihnen lästig. Keiner interessiere sich für ihre Sonderprobleme. Auch wenn ich Annegret, die ihr Thüringer Land nie verlassen hatte, versicherte, daß Hausers Aussagen links von seinen und des Dicken Genossen schlicht indiskutabel sind, das auch Männer wie Geißler, v. Weitzacker, Biedenkopf, Herzog, allesamt gute Köpfe, sich von diesem Gerede öffentlich distanzierten, blieb für sie die Tröt die maßgebliche Stimme. "Weil man so im Westen denkt." Die anderen aber, als würde sie sich weigern, nimmt Annegret nicht wahr, sie hört nur die Tröt, denn die entspricht ihrer Erwartung; und wer möchte schon enttäuscht werden.

Es ist wie mit einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung. Etwas wird als gewiß angenommen, erwartet und vorhergesagt, nun gewartet, bis es eintrifft, ein bestimmter Satz wird erwartet, und wenn er dann aus dem unabsehbaren Meer der Sätze auftaucht, dann gilt er plötzlich als der einzig wahre. Wie kommt es gerade

zu dieser Erwartung? - Übrigens hatte man vordem auch andere Erwartungen gehabt, auch damals hatte man nur hören wollen, was ihnen entsprach und das Bürgerbündnis der Dissidenten wurde nicht gewählt, aber mit der erwählten De-Mark kam nicht das erhoffte Glück, auch keine erträumte Gerechtigkeit, sondern eine unbehagliche Leistungsgesellschaft mit ihren kärglichen, überwiegend bloß materiellen Vergünstigungen. - Man wart enttäuscht und legte sich für die nächste Zukunft eine negative Erwartung zurecht, um es nicht wieder zu werden. "Niemand mag mich", sagte einmal Annegret, und nicht nur sie empfindet so. Wenn sich solche Empfindung tief in Kopf und Herz einbrennt, wird man schließlich tatsächlich wenig liebenswert, man macht eine sich selbst erfüllende Vorhersage. Der Ossi, wenn er als solcher gelten soll, wittert sogar bei jedem Geschenk den Betrug. Wo neue Häuser gebaut werden, sagt er, hier werden alte Bezirke "platt gemacht". Die Veränderung ist schnell und für Viele beängstigend.

Hinter der negativen Erwartung steht ein tiefes Minderwertigkeitsgefühl, darin besteht das leicht verletzbar Sonderbewußtsein des Ossis. Dieses Minderwertigkeitsgefühl speist sich aus enttäuschten - seinerzeit forcierten und folglich überzogenen - Erwartungen, die allein durch Wohlstand in blühenden Landschaften nicht befriedigt werden können. Das Selbstbewußtsein ist angeschlagen. Zwar haben die ehemaligen Brudervölker der Polen und Tschechen nach der Öffnung weniger Wohlstand erworben, aber sie haben den ihren sich selbst zu verdanken. Außerdem standen sie nicht in unmittelbarer Konkurrenz zum Musterland Bundesrepublik. Demgegenüber hatte das eigene System der Ossis politisch, wirtschaftlich und - bei Deutschen besonders wichtig - auch moralisch versagt. Kindergärten, Arbeitsplätzen und Bratwürsten für Jedermann zum Trotz läßt sich nicht daran deuteln, wer auf Flüchtende geschossen hat und auf welcher Seite der Grenze Tretminen ausgelegt wurden.

Der Osten hat also eindeutig Versagt, darüber kann die selbstverständliche nationale Solidarität in einer Generation nicht hinweghelfen. Außer dem offensichtlichen Versagen steht hinter diesem Minderwertigkeitsgefühl, wie immer, ein Schuldgefühl. Dies wird verstärkt durch die tatsächliche Hilfe beim offensichtlichen Aufbau, auch wenn es nicht so hübsch wurde, wie man es sich hinter der Mauer erträumte. Es wurde tatsächlich, alle Reibereien und Skandale abgezogen, geholfen, vom ehemaligen Klassenfeind, diese 100 Mrd. p.a. sind eine unvorstellbare Summe. Der Einschränkungen gewohnte Ossi ist sich im Herzen nicht ganz sicher, ob er sie, wenn er es denn gekonnt hätte, für die anderen hätte aufbringen wollen. Man wird es nie zurückzahlen können. Folglich steht man in anderer Leute Schuld, in einer Schuld, die man nicht abtragen kann, man behält also, allen rationalen Beschwichtigungen zum Trotz, ein Schuldgefühl. Das Schuldgefühl ist die Hauptquelle des Minderwertigkeitsgefühls. Damit läßt sich nicht leben, es läßt sich auch nicht bewältigen oder aufarbeiten. Dergleichen Schuldgefühl muß kompensiert werden. Es wird kompensiert in dem der Ossi, wenn er als solcher gelten soll, sich zwar für den politisch und wirtschaftlich unterlegenen, aber zum Ausgleich kulturell und moralisch überlegenen und folglich besseren Menschen hält. Seine besondere menschliche Güte beweist er sich, indem er in der Hilfe den Betrug sucht, und also diesen Aspekt täglich findet. Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle lassen sich nicht enttäuschen, sie sind sich selbst erfüllende Vorhersagen, die eine ihnen entsprechende Bestätigung suchen und finden, um sich auszugleichen. Indem sie bestätigt werden, lassen sie sich (über)kompensieren, der Schuldige und Minderwertige bestätigt sich als ein Opfer der Ereignisse, somit als den letztlich und endlich überlegenen, den besseren Menschen. Adveniat

Asinus, pulcher et fortissimus.²⁾ - Und in diese Scharte hat die Tröt geblasen, denn der große Generalsekretär Kater Heinze weiß genau: jede Protest- und Trotzdemstimme für die PDS ist kein Verlust für die Seinen, sondern schwächt den eigentlichen Rivalen SPD über die für die CDU verlorene Wahl hinaus. Politik. Bei diesen Schuld- und Minderwertigkeitsgefühlen, mit denen die Demagogen spielen, handelt es sich nur um allgemeine Tiefenströmungen einer Seelenverfassung, die dann beängstigend zu Tage treten, wenn Tröten das Sagen haben. Aber bald trifft man sich wieder in Schlegels Salon, heute "Cafe Zentral", oder bei Schillers, ißt gut und überreichlich bei der "Moll", sitzt im Biergarten unter Kastanien oder auf dem Wiesenstreifen beim Anatomieturm, plaudert und läßt die neuesten Mädchen vorbeiziehen. Allgemein werden die Verprechungen und großen Wörter der Politiker nicht geglaubt; und so ist es recht, denn, so unangenehm ihre Folgen sein können, die Politik ist selbstverständlich nicht das Schicksal, sondern schicksalhaft ist der lächelnde Augenblick. - Das Beste aber ist diese frohe und freie jenenser Jugend.

Schön war es, in Jena zu leben, dort gab es keine tote Zeit des Wartens, kein sich vertagen auf später, kein "Augen zu und durch" aus Pflicht, Dienst, Klugheit oder worauf sonst die Konstruktionen kleinlichen Kalküls sich berufen mögen. Dort war für einige Wochen mein Leben transparent, durchlässig, ein unablässiges Geben und Nehmen ohne Widerwillen vor dem nächsten Tag, der nächsten Stunde, die in menschliches Treiben verwoben das Tunliche fordert, unfehlbar ihre besondere Freude spendet, ihre Überraschung birgt, den flüchtigen Wert des Daseins vergegenwärtigt und somit bestätigt. Und ich wußte es zu nehmen. Ich erlebte, daß ich, allen leidigen Umständen zum Trotz, lebenstauglich und lebenswürdig bin. Jena war für mich ein Sieg! Ob er zum Guten oder Schlechten ausschlagen wird, bleibt ebenso wie 1806 unentschieden.

13. August 1998

²⁾ Es erscheint der Esel, schön und besonders stark.